

Zeitschrift: Jahrbuch / Zürcher Unterländer Museumsverein
Herausgeber: Zürcher Unterländer Museumsverein
Band: 22 (1981-1982)

Artikel: D Liechtstubete
Autor: Huber, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D Liechtstubete

Zu allen Zeiten suchte die Jugend der Bauerndörfer während der langen Winterabende Gelegenheit, um gesellig beisammen zu sein. In früheren Jahrhunderten fand sie diese Gelegenheit in den «Liechtstubete», die sich in meinem Heimatdorfe bis zum letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts erhalten hatten.

Ich mochte vier bis fünf Jahre alt gewesen sein, als ich eines Spätwinterabends neben meinem tubakenden Vetter Chaschper, einem Grossonkel, auf dem warmen «Chöischtli» sass. In der Stube spannen Mädchen und einige jüngere Frauen. Sie hatten sich so hinter ihrem Rade postiert, dass das Licht der Petrolhängelampe auf den Spinnrocken und den Wirtel fiel. Die Wärme des «Chöischtli» und das gleichmässige Surren der Spinnräder mussten mich wohl eingeschläfert haben, denn zu meinem Erstaunen erwachte ich am andern Morgen in meinem «Gutschäftli». Das war wohl eine der letzten «Spinnstubete» in meinem Heimatdorfe. Flachs- und Hanfanbau waren zurückgegangen. Das Spinnrad wurde in die «Grümpelchamer» gestellt oder schmückte frischlackiert als Zierat irgend eine städtische Wohnung.

Die «Spinnstubete» wurden zu «Lismetestubete», nur meine Mutter hatte die ihr liebe Beschäftigung des Spinnens noch nicht aufgegeben. Wieder sass ich eines Winterabends auf dem «Chöischtli». Der gute Vetter Chaschper, für den ich so manches Mal beim Krämer ein Pfund «Ripitubak» geholt hatte, war gestorben. Neben mir sass der alte «Tokterruedi», der abends oft zu einem Schwatz in unser Haus kam. Um den Tisch herum sass en eifrig strickend und ebenso eifrig schwatzend die jüngern «Jumpfere» des Dorfes. Das Stricken erforderte nicht die gesammelte Aufmerksamkeit wie das Spinnen, wo es galt, den Faden schön gleichmässig zu drehen. Der alte ledige «Tokterruedi» warf den Mädchen hie und da ein Scherzwort zu, das lachend erwidert wurde. Ich allerdings hielt mich mäuschenstill, um die Eltern nicht vorzeitig daran zu mahnen, dass ich eigentlich ins Bett gehörte.

Gegen neun Uhr gab es vor dem Haus Lärm. Es wurden Steinchen gegen die Fensterscheiben geworfen. Das waren die «Chnabe», die sich auf solche Art bemerkbar machten. Mein Vater ging hinaus und hiess die jungen Burschen hereinkommen. Nach einer umständlichen Begrüssung setzten sie sich etwas verlegen hinter den langen Tisch. Da wurde zuerst vom Allerweltsthema, vom Wetter, und von der Arbeit in Stall, Wald und Feld gesprochen. Die Mädchen schenkten, wie es schien, den «zufälligen» Besuchern nicht die geringste Aufmerksamkeit, auch beteiligten sie sich nicht am Gespräch und strickten noch weit eifriger als vorher. Nach einiger Zeit holte mein Vater im Keller zwei Mass unseres leichten, säuerlichen Schillerweines; unterdessen stellte meine Mutter Gläser, Messer und ein angeschnittenes Brot auf den Tisch. Als eingeschenkt war, munterten die Eltern die Gäste auf: «Ziend!» Der Schicklichkeit halber liessen sich die Mädchen erst mehrmals «nööte», bevor sie ihre «Lismete» weglegten. Es wurde «zem Woosy» getrunken, und nun schienen auch die Mädchen zu neuem Leben erwacht zu sein. Sie stimmten ein Lied an, in das die «Chnabe» zögernd einfielen. Dem «Tokteruedi» gefielen die neuen, in Schule und Verein geübten Lieder nicht besonders gut. Seinem Wunsche, die schönen, alten Lieder zu singen, wie «Im Himmel sind der Freuden so viel», kam das Jungvolk nicht nach, weil es die alten Lieder schon nicht mehr kannte.

Als die anfänglichen Hemmungen gewichen waren und die Fröhlichkeit gestiegen war, wurden Spiele veranstaltet, wie «De Schue, de Schue mues ghüeberet sy», «De Rootchap häd d Chape verloore», «Schue abeschlaa», «Tälertrëe» usw. Am beliebtesten waren Pfänderspiele. Das Auslösen des Pfandes («Wem ghöört das Pfand i myner Hand?») verursachte jeweils viel Heiterkeit. «Schmützli» austeilen war eine der beliebtesten Aufgaben, die den jeweiligen Pfandeigentümern gestellt wurde. Gewöhnlich verwaltete der Präsident der «Chnabeschaft» die Pfänder. Er verstand es mit Geschick und Phantasie, den Pfandeigentümern die ihnen entsprechende Aufgabe zu stellen, eine Aufgabe, welche die durch die Sitte gezogenen Grenzen nie überschritt. Er verstand es aber auch, vorlaute «Chnabe und Mäitli» unauffällig in die Schranken zu weisen. Da Schuhmachers Jakob die Handorgel

mitgebracht hatte, musste er zur Abwechslung einen Schottisch, eine Mazurka, eine Polka oder einen Walzer spielen. Damit die harten Bauernschuhe besser auf den tannenen Bodenbrettern dahinglitten, wurde vor dem Tanzen geschnetzelter Seife auf den Boden gestreut.

Den Schluss der «Lichtstubete» erlebte ich allerdings nie, ich wurde schon vorher ins «Guschi» gemustert. Als ich selber ein «Chnaab» geworden war, gehörten die «Lichtstubete» bereits der Vergangenheit an. Nur vom Hörensagen weiss ich, dass wie nach einer «Chilbi» jedes Mädchen von einem Burschen heimbegleitet wurde und das Mädchen daheim dem Burschen noch einen Kaffee braute.

Die «Lichtstubete», diese nächtlichen Zusammenkünfte des dörflichen Jungvolkes – «Bhööchnabe und Bhöormäitli» durften noch nicht daran teilnehmen –, fanden immer in einem ehrbaren Bauernhause statt, wo die Gastgeber Gewähr boten, dass Sitte und Anstand gewahrt wurden und die Lust der Jungen nicht überbordete. Heinrich Messikommer schreibt in seinen Schilderungen der Sitten und Gebräuche im Zürcher Oberlande von den «Lichtstubete»: «Am einen Orte wurden Kirchenlieder und Choräle gesungen, am andern ging es „rüücher“, dafür aber auch viel lustiger zu, da wurden dann die verschiedensten Spiele gemacht.» Nach Heinrich Pestalozzi waren früher «Eltern, Verwandte, fromme, ehrenfeste Männer und Weiber allemal dabey und nahmen an ihren (des Jungvolks) Freuden teil.»

Auswüchse gab es auch hier wie bei jedem alten, im Volke verwurzelten Brauch. Den «Edlen, Eerenvesten, Frommen, Fürsichtigen, Eersammen und Wysen Herren Burgermeister und Rath der Statt Zürich, unser gnädig Herren», welche die persönlichsten Belange des Landvolkes durch Gebote und Verbote in ihrem Sinne zu lenken versuchten, waren diese «Lichtstubete» ein Dorn im Auge, weil das Tun und Lassen der jungen Leute nicht durch Ehgaumer und Pfarrer kontrolliert werden konnten. So heisst es denn in einem Mandat von 1601: «Als dann hin und wider uff unser Landtschaft mit den Lichtstubeten grosse Ergernuss gegeben wirdt, da an vielen Orten umb Lychtfertigkeit willen Knaben und auch Eemannen zue den Töchtern Wyberen in die Lichtstubeten ... zesamen kommend, darinnen dann vil

Lychtfertigkeit ... und Unzucht fürgadt. Sölliche Liechtstubeten wellend wir hiemit abgestellt haben.» 1645 wurde den Gemeindegossen von Niederweningen verboten, an «Hoff- und Liechtstubeten» «Wyn von iren eignen Geweachsen gegen ander Lüten ze verbruchen». 1718 wurden aufs neue «alle Liechtstubeten und andere verdächtige Zusammenkonften von männ- und weiblichem Geschlecht» gänzlich verboten. Diese Verbote scheinen aber nicht besonders wirksam gewesen zu sein; denn in den Visitationsberichten der Dekane der zürcherischen Pfarreikapitel wird geklagt: «Da dann die Herren Capitelsbrüeder in Sorgen stahnd, es werde dess Unrats künftig gar vil fürgohn in den Liechtstubeten. Man wysst uns zwaren auf die Mandat, aber es kommt den ministris gar spaat oder gar nicht für (sie vernehmen es spät oder gar nicht) und wöllend die Geschwornen niemand erzürnen.»

Trotz aller behördlichen Beharrlichkeiten und Strenge konnte dieser Brauch, an dem das Volk unentwegt festhielt, nie ganz zum Verschwinden gebracht werden. Die Verbote wurden heimlicherweise übertreten, man kam in verufenen und abgelegenen Häusern zusammen, öfters zu «Liechstubete one Liecht», um vor allfälliger Entdeckung gesichert zu sein. Da kam es dann zu den von der Regierung gerügten Ausschreitungen, so dass noch Heinrich Pestalozzi schrieb, die «Liechtstubete» seien zu Lasterstubeten geworden. Die «Liechtstubete» sind dann Ende des 19. Jahrhunderts ohne weiteres Dazutun verschwunden, weil eine neue Zeit auch der Jugend der kleinen Dörfer neue Formen des geselligen Beisammenseins bot.